**Zeitschrift:** Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

**Herausgeber:** Franz Otto Schmid

**Band:** 4 (1909-1910)

**Heft:** 12

**Artikel:** Der Gipferlehrling

**Autor:** Bührer, J.

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-748132

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 12.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

Änderung der Dinge nicht unberührt bleiben konnte, liegt auf der Hand. Es ist aber ebenso sicher, daß es eine falsche oder eine bloße Außenkultur sein muß, welche die Künste derart beeinflußt, daß sie ihres Wesens, d. h. des geistigen Inhalts beraubt werden. Damit fällt der Begriff Kunst überhaupt dahin, denn Kunst bedeutet vor allem ein geistiges Können, im Gegensatz zum mehr physischen Können des Handwerks. Der wahre Künstler muß sich gerade in unserer Zeit von den rein technischen Tendenzen, die überall auf ihn eindringen, freizuhalten suchen. Er ist von jeher der Antipode des bloß Technischen und Handwerksmäßigen gewesen. In ihm und wieder in ihm hat der Geist Gestalt angenommen. Er suche auch heute und mehr wie je das geistige Gegengewicht zur bloßen Materie herzustellen, nicht indem er körperlos über dem Stoffe schwebt, sondern indem er ihn vergeistigt, indem er ihm in Schöpferkraft die Seele einhaucht. Er lehre als Erzieher die Menschheit das Übersinnliche im Sinnlichen schauen! Um dieser Forderung gerecht zu werden, muß er aber selber der Haft des rein Physischen entronnen sein. Solange er wie ein Fesselballon an die Materie und nur an diese gekettet ist, ist er Sklave. Künstler wird er erst von dem Augenblick an, wo er in freiem Flug sich über die Plumpheit des Stoffes erhebt. Nichts fehlt dem modernen Künstler so sehr wie klare Grundsätze und Selbsterziehung.

Er potenziere seine Technik, auf die er so stolz ist, zum Können, zum innern Bewältigen, dann verpafft die Bombe „Literarisch", mit der so viele schüchterne Geister im Bann gehalten werden, wie ein Kinderfeuerwerk.

# Der Gipserlehrling.

Eine Skizze.

Am Hause zum „Goldenen Adler" stand ein Gerüst aus abgerindeten Tannenstämmen und mit Kalk überschmierten Brettern. Davor lagerten Sandhaufen und einige Zementsäcke. Ein Pflasterbub zog an einem Seil, das um eine am Dachrand befestigte Welle lief, einen Kübel in die Höhe und sang zum Takt seiner Züge: „Cara — Cara — Cara mia bella".

„Pronti", schrie er, als der Kübel die dritte Gerüststufe erreicht hatte. Am Boden kauernd, beide Hände um das Seil geschlungen, schaute er zu dem baumelnden Kübel auf, das linke Auge ein bißchen zugekniffen, weil ihm die grelle Sonne, die sich über die Dachgiebel der jenseitigen

Straßenzeile herabwarf, im verschmierten Gesicht herum fingerte. Gleichzeitig ließ die Sonne auf des Burschen Hütlein allerhand drollige Farbenflecke durcheinanderschimmern, gleich wie auf seinem Wämslein, an dem, wie an einer schlachterfahrenen Fahne die Fetzen herunterhingen, Fetzen und Fransen, in die sich ab und zu ein Kalkflöcklein verfangen hatte; die glänzten nun im Sonnenlicht wie kleine Silberglöcklein. Wenn man den Burschen ansah, glaubte man die Glöcklein klingen zu hören, klingen wie ein Bächlein gurgelt, das über glitzerndes Katzengold quirlt.

Da schritt einer an dem Buben vorüber und versetzte ihm von hinten einen brutalen Stoß ins Genick.

„Brutta Bestia!“ schrie das Kerlchen. Oben wurde der Kübel eingezogen. Der Bub bekam seine Hände frei, er griff nach einem Stück abgebröckelter Mauer und warf es nach seinem Widersacher, der gleichgültig die Gerüstleiter ergriffen und aufwärts gestiegen war. Das Geschoß traf. Der Bub grinste mit seinen weißen Zähnen, und seine schwarzen Augen blitzten glücklich: er war gerächt, folglich fühlte er den Schmerz nicht mehr.

„Wart du Dunderwetter!“ wandte sich der Getroffene um. Auch das war ein Knabengesicht, aber mit runden, vollen Zügen. Dunkelbraune Augen blickten groß, und wie verwundert durch lange schwarze Wimpern. Über seinem beinahe ausgewachsenen starken Körper trug der Jüngling ein weißgelbes Übergewand. Nach ein paar derben Verwünschungen stieg er weiter. Er trat auf den zweiten Gerüststock, und kam dabei auf ein großes Stück abgeschlagenen Verputz zu stehen. Er hob es auf. Da unten stand der Pflasterbub, den Schaufelstiel gegen die Schulter gelehnt, spuckte er in die Hände und sah gleichgültig die Straße hinunter. Der da oben blickte herunter und wog das Stück Mauer in der Hand. Plötzlich wandte er sich weg, warf das Mauerstück auf das Gerüstbrett und schritt auf das Pflasterfaß zu. Geschäftig schöpfte er mit der Kelle das kleine Pflasterbrettlein voll Kalk. Da schlug es im alten Turm, der dicht neben dem „Goldenen Adler“ stand, elf Uhr. Mächtig hallte da oben der Schlag der Glocke, und fein und lange tönte es nach; man glaubte das Zittern des Glockenmetalles fühlen zu können. Aber mitten in das stille Lauschen hinein klang ein fernes Geschrei. Das kannte Karl. Er trat an den Gerüstrand und sah zwischen dem alten Turm und dem Eckhaus der jenseitigen Straßenzeile nach dem Emmenhügel hinauf, auf dem das Schulhaus stand. Von dorther kam das Geschrei. Aus der schwarzen Türe ergoß sich ein Schwarm von kleinen bunten Menschen, gleich einem Flug Bienen, und hierhin und dorthin flatterten sie, und schrien und tollten in der Sonne gleich einer Schar Enten, die man seit langem zum erstenmal wieder nach dem Bach gehen läßt. Da waren auch Karls Kameraden darunter. Der Gusti Weinberger wird da sicher wieder mit irgend einem einen Raufhandel anzetteln, er war ja der Stärkste der

Klasse, und der Hans Zwirbel wird seinem Freunde vorrechnen, wie viele Stunden sie noch in diese lausige Zwangsjacke von Schule schlüpfen müßten. Wie hatten alle den Karl beneidet, als er eines Tages mit der Botschaft aufrückte, daß er am nächsten Samstag für immer aus der Schule austrete. Und er selbst hatte einen Freiheitsrausch gehabt. Aber mit den Räuschen war das eine eigene Sache. Erst einige Wochen war Karl Gipserlehrling, da hatte ihn sein Vater, ein überzeugter Grütlianer, zu einer Arbeiterversammlung mitgenommen. Drei oder vier Männer hatten Reden gehalten. So hatte Karl noch nie reden gehört. Bis jetzt hatte er außer dem Pfarrer und dem Lehrer nur an den Examen den Herrn Schulinspektor, und einmal an einem Schützenfest einen leibhaftigen Bundesrat eine Rede halten hören. Aber nach diesen Reden war alles zumal im lieben Vaterland in schönster Ordnung gewesen, über alles hatten sie das Vaterland gelobt und so hatte er es geliebt, heiß und herzlich. Aber die Männer, die da in der Arbeiterversammlung redeten, sagten ganz andere Dinge über das Vaterland. Karl war ganz wild geworden im Anfang. Aber alle schrien „Bravo". Alle, auch der Vater, der war in bester Laune und stieß immer mit Karl an, und als Karl sein drittes Glas Bier beinahe ausgetrunken hatte, da schrie er auch Bravo mit den andern, so laut er konnte. Aber auf dem Nachhauseweg wurde er ganz still, und den ganzen Montag war ihm elend gewesen. So war das mit den Räuschen. Manches Menschen Leben bestand nur aus Rausch und Elend. So viel hatte Karl in den letzten vier Monaten schon herausgebracht.

Überhaupt das Leben! Ganz anders war es, als er sich's vorgestellt hatte. Ganz anders!

Bis zu seinem zwölften Jahre war Karl durch das Dasein gegangen, wie durch ein peinlich gepflegtes Ziergärtlein. Er selbst war vorsichtig und zart von Natur aus, und so war er nirgends gestolpert, und nie hatte ihn ein rauhes Echo angeschnarcht. Tagsüber hatte ihn die Großmutter, eine einsichtige Frau, verständnisvoll gehütet und gehegt, abends ihn seine schöne Mutter mit Zärtlichkeiten übergossen. Der Vater hatte die Erziehung des einzigen Kindes den Frauen überlassen. Da war eine Veränderung mit seiner Mutter vorgegangen. Sie konnte nicht mehr in das Geschäft gehen, und eines Tages fand er im Schlafzimmer seiner Eltern zwei kleine Menschenwürmchen, von denen man sagte, daß sie seine Schwestern seien. Das Jahr darauf wurde Karl noch einmal Bruder. Zum Schuhputzen, Kleiderbürsten und vielen anderen Hausarbeiten, die man ihm früher nicht zugemutet hatte, war er in dieser Zeit angehalten worden. Folgsam wie er war, hatte er gehorcht, innerlich mit Widerwillen. Da hatte ihn eines Tages der Vater zu einem Spaziergang mitgenommen. Karls Vater war in seinem Wesen ebenso einfach

und robust wie die Mutter zierlich und von komplizierter Feinheit war. Der Vater hatte Karl auf dem Wege gesagt, wie schwer ihm jetzt der Unterhalt der Familie würde, jetzt, da die Mutter nicht mehr ins Geschäft gehen könne, die drei Kinder da seien und die Großmutter jeden Tag schwächer würde. Wie zu einem Freunde hatte der Vater geredet und in Karl war zum erstenmal der Mann erwacht, und stolz hatte er dem Vater zugesagt, er wolle helfen so viel er könne. Drei Wochen später war Karl aus der Schule ausgetreten und in das Gipsereigeschäft, in dem sein Vater Vorarbeiter war, als Lehrling eingetreten. Vergnügt hatte Karl sein nagelneues gelbweißes Gipserbarett von einer Seite des Kopfes auf die andere gerückt, den Zeigfinger an die Stirne gelegt und sein lachendes Bild im Spiegel gegrüßt: „Morgen, Herr Gipsermeister Pletscher". Eine glückliche Zukunft hatte er grüßen wollen! Aber so leicht war das nicht!

Zwar, sie hatten alle Unrecht, die dem Vater widersprachen. Der Gipserberuf war ein sehr guter und sehr feiner Beruf. Karls Lieblingslehrer war noch zum Vater gekommen und hatte erklärt, ein Mensch mit Karls Handschrift und Karls ordentlichem Wesen könne es doch sicher weiter bringen als nur zum Gipsergesellen. Aber Karls Vater hatte auf den Tisch geschlagen und gesagt, zu einem Gipsergesellen sei noch lange nicht jeder Pfuschi gut genug, wenn aber Karl durchaus wolle, so könne er seinetwegen wohl ein Schreiberknecht werden. Da hatte Karl darauf beharrt, ein Gipser zu werden. Das reute ihn nicht. Wohl war ja die Arbeit manchmal verdammt mühselig und oft auch langweilig. Aber im Winter würde er den ersten Modellierkurs besuchen; da würde er feine Kranzgesimse und zartlinige Deckenverzierungen machen lernen. Er wollte sich schon Mühe geben, daß er ein Künstler in seinem Fach würde. Auch die einfache Verputzarbeit, den alten Häusern wieder ein neues schmuckes Gewand anlegen, sie mit dem Besenwurf zu überziehen, auf daß sie reinlich und zierlich waren, das war doch gewiß auch etwas! Man trug Schönheit ins Leben, so gut wie ein Dichter oder Maler. Vielleicht noch wirkungsvollere, weil sie doch jedermann sehen konnte. Nein, nein, darin hatte der Vater recht, es war ein guter Beruf, zu dem nicht jeder Pfuschi gut genug war.

Gleichwohl — mit dem Tage, an dem Karl zum erstenmal sein Gipsergewändlein trug, hatte sein Leid angefangen. Die vornehmen Buben unter seinen Schulkameraden, deren intimer Freund Karl gewesen, weil er damals ebenso peinlich angezogen gewesen war, wie sie, wollten nichts mehr von ihm wissen. Nur die armen Knaben, die den ganzen Unrat der Gossensprache im Munde führten, hielten noch zu ihm. Er fühlte zum erstenmal was Standesgrenzen sind. — Der Unrat der Gossensprache! Den hatte er in diesen Monaten kennen gelernt. Kein Arbeiter gab ihm einen Befehl ohne die Aufforderung mit einem Fluch oder Schimpfnamen

zu begleiten. Roh war jede ihrer Handlungen. Von den Frauen erzählten sie viel und gern, aber immer waren es häßliche niedrige Dinge, die sie von ihnen zu sagen wußten. Für Karl aber war noch jede Frau eine Schwester seiner Mutter, die er mit grenzenloser Hingebung verehrte und liebte. Einmal war Karl dabei gewesen, als zwei Arbeiter sich halb krank lachten, weil ein dritter gesagt hatte, er glaube an einen Gott. In Karl war der religiöse Zweifel schon lange rege, vielleicht hatten die beiden mit ihrer Verneinung recht; aber jedenfalls durfte man so nicht über diese Sache sprechen, so nicht! — Auf einem Bau, auf dem Karl gearbeitet hatte, hatte ein Italiener einen Zimmermann erstochen. Wegen nichts und wieder nichts. Der eine war nun tot, der andere saß für vier Jahre im Zuchthaus.

Wegen nichts und wieder nichts? Hm — warum hatte er denn vorhin dem Pflasterbuben da unten hinterrücks einen Puff ins Genick versetzt? Wegen nichts und wieder nichts! War das vielleicht auch die Antwort auf die Frage, warum das Leben unter diesen Menschen so schwer war? Was hatten ihn diese wenigen Monate Erwerbsarbeit gekostet! Seine bevorzugte Stellung unter seinen Kameraden, die Achtung vieler Menschen, die er liebte, die Reinheit der Empfindung, den unerschütterten Glauben an die Größe des Vaterlandes, und was das allerschlimmste war, den Glauben an die Güte der Menschen. Etwas von der Grausamkeit einer Bestie lebte in dem Menschen.

Unten sang der Italienerbub:

C'è à me, a chi mancano cento lire
Chi me ne darà? Chi me ne darà?

Der sang, der war lustig, allezeit. An den kam nichts hin. Der Refrain des kleinen Liedchens, das der Pflasterbub wohl schon zwanzigmal gesungen hatte, enthielt ein Verlangen nach Geld. Soviel hatte Karl begriffen. — Geld! Das Geld sei schuld an dem Elend der Arbeiter, das Geld, das sie nicht hätten! So hatten die Arbeiter, so hatte der Vater, so hatten jene Redner am Grütlifest behauptet. Aber hier drehte es sich ja gar nicht um Geld. Nicht unter seiner Armut, sondern unter der Gefühlsroheit seiner Mitmenschen litt Karl. Die Arbeit war schwer, aber freudlos war sie nicht, wenn sie einem die andern nicht verhunzten. — „Wir Proletarier" hatte einer der Grütlifestredner gesagt. Karl wußte nicht was er mit dem Wort anfangen sollte. Vielleicht war das der Name für alle die Menschen, die sich selbst bettelarm machten, die sich gegenseitig mit kleinen Bosheiten das Leben erschwerten, und einander die Freude an der Arbeit nahmen, die sich mit Schimpfnamen bewarfen, und sich so jeder Würde beraubten, die Vorstellungen, wie die Religion, die vielleicht unrichtig, aber trotzdem groß und gewaltig waren, einfach mit Kot beschmißen, die den Frauen mit gemeinen Redensarten den Adel und die

Reinheit stahlen, die sich selbst heimatlos machten, indem sie sich und andern das Große an der Vergangenheit ihrer Völker wegleugneten. Der Name Proletarier stand für Karl in gar keiner Beziehung mehr zu den Erwerbsverhältnissen eines Menschen. Er hätte ebensogut Barbaren oder Kulturlose sagen können. Dann wäre er nicht ungerecht geworden, denn solche „Proletarier" gibt's leider in allen Ständen!

Das Geld also trug nicht die Schuld an diesen Verhältnissen. Jedenfalls nicht allein. Was aber noch? Warum hatte er vorhin dem Italienerbub einen Puff ins Genick versetzt, ganz ohne Grund, so mir nichts, dir nichts? Sie steckt an, wie eine Seuche, die Roheit! Vielleicht waren alle einmal gut gewesen, als sie noch jung waren. Aber das Leben war nun einmal voll Roheit; vorhin hatte er dem Pflasterbuben das große Stück Mauer auf den Kopf werfen wollen, vielleicht hätte er ihn totgeworfen, und vor zwei Jahren hatte er noch heftig geweint, als er den Kanarienvogel der Großmutter vergraben mußte. Karl schaute nach dem Schulweg hinüber, der inzwischen leer geworden war.

Der Italienerbub zog einen Pflasterkübel in die Höhe und sang:

„Cara — Cara — Cara mia bella".

J. Bührer.

# Zur Neuausgabe des „Olympischen Frühlings".

Hinweis von Dr. **Emil Hügli.**

Was wird nicht alles dem „lieben Publikum" als ein literarisches Ereignis angepriesen! Wie viel Lärm wird meist schon zum voraus gemacht, wenn ein bekannter Schriftsteller „demnächst" der Welt ein neues Opus schenken wird. Tagtäglich fast wird man an Spittelers literarisches Gleichnis vom „neuen Jahrhundert" erinnert.

„Mit Schellen und mit Rasseln, so oft ein Jahr entfloh,
Tanzten die Sonnenpfaffen im Lande Mexiko.
Sie meinten, der Spektakel mache den Teufel scheu
Und ohne ihre Hilfe werde das Jahr nicht neu. —
Doch wenn ich gegenwärtig einfach in Deutschland steh',
So kommt mir vor, ich wäre am Titicacasee.

Am Popocatepetl war nie ein solcher Lärm,
Sie schrei'n das Maul sich heiser und blutig das Gedärm.
Als einen Vitzliputzli drapiert sich jeder Gnom,
Schulfüchse prophezeien und spielen Astronom."